



GRACE PALEY
UNGEHEURE
VERÄNDERUNGEN
IN LETZTER MINUTE
STORYS SCHÖFFLING & CO.



GRACE PALEY
UNGEHEURE
VERÄNDERUNGEN
IN LETZTER MINUTE
STORYS SCHÖFFLING & CO.

Inhalt

[Cover]

Titel

Wünsche

Schulden

Ganz einfach

Faith am Nachmittag

Die alte Leier

Leben

Come On, Ye Sons of Art

Faith im Baum

Samuel

Die Bürde des Mannes

Ungeheure Veränderungen in letzter Minute

Politik

Spielplatz, Nordostseite

Das kleine Mädchen

Gespräch mit meinem Vater

Die Einwanderergeschichte

Die Langstreckenläuferin

Interview mit Grace Paley (1978)

Leben und Werk

Glossar

Dank

Autorenporträt

Übersetzerporträt

Über das Buch

Impressum

Grace Paley
Ungeheure Veränderungen
in letzter Minute

Storys

Aus dem Englischen
von Sigrid Ruschmeier



Schöffling & Co.

Wünsche

Ich habe meinen Exmann auf der Straße gesehen. Ich saß auf der Treppe der neuen Bücherei.

Hallo, mein Leben, sagte ich. Da wir mal siebenundzwanzig Jahre lang verheiratet waren, fühlte ich mich dazu berechtigt.

Was?, sagte er. Welches Leben? Meins nicht.

Schon gut, sagte ich. Ich streite mich nicht, wenn die Meinungen so auseinandergehen. Ich stand auf und ging in die Bücherei, um zu sehen, was ich ihnen schuldete.

Die Bibliothekarin sagte: Genau zweiunddreißig Dollar, und die sind Sie seit achtzehn Jahren schuldig. Ich stritt es nicht ab. Ich verstehe einfach nicht, wie die Zeit vergeht. Es stimmt ja, ich hatte die Bücher und habe auch oft an sie gedacht. Außerdem ist die Bücherei nur zwei Straßen entfernt.

Mein Exmann war mir zur Buchrückgabe gefolgt. Er unterbrach die Bibliothekarin, die noch mehr zu sagen hatte. Wenn ich so zurückschaue, sagte er, schreibe ich die Zerrüttung unserer Ehe in vielerlei Hinsicht der Tatsache zu, dass du die Bertrams nie zum Essen eingeladen hast.

Gut möglich, sagte ich. Aber falls du dich erinnerst: Erst war an dem Freitag mein Vater krank, dann wurden die Kinder geboren, dann hatte ich dienstabend immer die Versammlungen, dann fing der Krieg an. Dann kannten wir sie offenbar nicht mehr. Aber du hast recht. Ich hätte sie zum Essen einladen sollen.

Ich gab der Bibliothekarin einen Scheck über zweiunddreißig Dollar. Sie vertraute mir sofort, ließ meine Vergangenheit hinter sich und machte reinen Tisch, was die meisten städtischen und/oder staatlichen Verwaltungen nicht machen.

Ich lieh mir die beiden Edith Wharton-Bücher, die ich gerade zurückgebracht hatte, noch einmal aus, denn es war sehr lange her, dass ich sie gelesen hatte, und jetzt konnte ich viel mehr damit anfangen. Es waren *Das Haus der Freude* und *Die Kinder*. *Die Kinder* handelt davon, wie sehr sich das Leben vor fünfzig Jahren in den Vereinigten Staaten und in New York im Laufe von siebenundzwanzig Jahren verändert hat.

An etwas Schönes erinnere ich mich allerdings, sagte mein Exmann, an das Frühstück. Ich war überrascht. Bei uns gab's immer nur Kaffee. Dann fiel mir ein, dass es in der Rückwand unserer Kochnische ein Loch zur Nachbarwohnung gab. Dort aßen sie dauernd süß gebackenen Räucherspeck. Dadurch fühlten wir uns beim Frühstück immer richtig vornehm, doch ohne uns vollzustopfen und träge zu werden.

Das war, als wir arm waren, sagte ich.

Wann waren wir denn mal reich? fragte er.

Als unsere Verpflichtungen mit der Zeit größer wurden, da fehlte es uns doch an nichts. Du hast finanziell ausreichend für uns gesorgt, erinnerte ich ihn. Vier Wochen im Jahr sind die Kinder ins Ferienlager gefahren, mit anständigen Regenumhängen, Schlafsäcken und Stiefeln, wie alle anderen auch. Sie sahen sehr ordentlich aus. Im Winter war unsere Wohnung warm, und wir hatten hübsche rote Kissen und solche Sachen.

Ich wollte ein Segelboot, sagte er. Aber du wolltest nichts.

Sei nicht verbittert, sagte ich. Es ist nie zu spät.

Stimmt, sagte er mit großer Bitterkeit. Vielleicht kaufe ich mir ein Segelboot. Genauer gesagt, habe ich schon ein fünfeinhalb Meter langes mit Ketschtakelung angezahlt. Dieses Jahr verdiene ich gut und kann damit rechnen, dass es noch besser wird. Aber für dich - für dich ist es zu spät. Du wirst immer nur nichts wollen.

Während der ganzen siebenundzwanzig Jahre hatte er solche spitzen Bemerkungen gemacht. Wie eine

Rohrreinigungsspirale wanden sie sich durch mein Ohr den Hals hinunter bis fast zum Herzen. Er aber verschwand und ließ mich an dem Gerät ersticken. Wie jetzt zum Beispiel, ich setzte mich auf die Büchereitreppe, und er ging weg.

Ich blätterte im *Haus der Freude*, verlor jedoch das Interesse. Der Vorwurf traf mich heftig. Natürlich stimmt es, ich habe nicht genug Wünsche und Ansprüche, die ich unbedingt durchsetzen will.

Aber manches will ich schon.

Ich will zum Beispiel ein anderer Mensch sein. Ich will die Frau sein, die diese beiden Bücher in zwei Wochen zurückbringt. Ich will die erfolgreiche Bürgerin sein, die das Schulsystem ändert und vor den Stadträten über die Probleme dieses reizenden städtischen Zentrums spricht.

Und ich hatte meinen Kindern versprochen, den Krieg zu beenden, bevor sie groß waren.

Ich wollte für immer mit einem Menschen verheiratet sein, meinem Exmann oder meinem jetzigen. Sie haben beide genug Persönlichkeit für ein ganzes Leben, was ja, wie sich herausstellt, so lang nicht ist. In einem kurzen Leben kann man nicht aus ihnen schlau werden oder ihre guten Eigenschaften ausreichend würdigen.

Heute Morgen erst habe ich aus dem Fenster geschaut, eine Weile lang die Straße beobachtet und gesehen, dass die kleinen Ahornbäume, die die Stadt ganz von selbst ein paar Jahre, bevor die Kinder geboren wurden, gepflanzt hat, jetzt in der Blüte ihres Lebens stehen.

Wie dem auch sei, ich beschloss, die beiden Bücher zurück in die Bücherei zu bringen. Was beweist, dass ich geeignete Schritte unternehmen *kann*, wenn ein Mensch daherkommt oder etwas passiert, der oder das mich aufrüttelt oder kritisiert. Man kennt mich aber eher als jemanden, der dem aus dem Wege geht.

Schulden

Heute rief mich eine Dame an. Sie sagte, sie sei im Besitz ihres Familienarchivs. Sie habe gehört, ich sei Schriftstellerin. Ob ich ihr helfen könne, über ihren Großvater zu schreiben, einen berühmten Erneuerer und Visionär des Jiddischen Theaters. Ich sagte, ich hätte schon jede kleinste Kleinigkeit, die ich über das Jiddische Theater wüsste, für eine Geschichte benutzt und keine Zeit, mir noch mehr darüber anzuhören und dann darüber zu schreiben. Ich bräuchte nämlich viel Zeit, um vom Wissen zum Erzählen zu kommen. Die Frau bot mir eine Erfolgsbeteiligung an, aber das ist mir zu unnatürlich. Das würde das Leben ihres Großvaters niemals schneller in Literatur befördern, wie ich sie schreibe.

Am nächsten Tag trank ich mit meiner Freundin Lucia einen Kaffee, und wir redeten über die Frau. Lucia meinte, es sei wahrscheinlich schwer, ein Familienarchiv, ja selbst Geschichten über bedeutende Großeltern oder Onkel zu besitzen, wenn man sechzig oder siebzig sei und keinen Schriftsteller in der Familie habe und die Kinder vollauf damit beschäftigt seien, ihr eigenes Leben zu leben. Es sei doch schade, das ganze Erbe zu verlieren, nur weil man selbst irgendwann stirbt, sagte sie. Ich sagte, ja, das verstehe ich. Wir tranken noch einen Kaffee, dann ging ich nach Hause.

Ich dachte über unser Gespräch nach. Eigentlich schuldete ich der Dame, die angerufen hatte, nichts. Aber meiner eigenen Familie und den Familien meiner Freunde und Freundinnen womöglich doch etwas. Und zwar das: ihre Geschichten so einfach wie möglich zu erzählen, um sozusagen ein paar Leben zu retten.

Weil es Lucias Idee war, gehört die erste Geschichte ihr. Ich erzähle sie, damit sich ein paar Leute an Lucias Großmutter und an ihre Mutter erinnern, die in dieser Geschichte acht oder neun ist.

Die Großmutter hieß Maria. Die Mutter Anna. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts lebten sie in der Mott Street in Manhattan. Maria war mit einem Mann namens Michael verheiratet. Er hatte hart gearbeitet, aber unglückliche Umstände und schreckliche Erinnerungen brachten ihn ins Hospital für Geisteskranke auf Welfare Island.

Jeden Morgen machte Anna den weiten Weg mit Straßenbahn, U-Bahn und wieder Straßenbahn, um ihm sein warmes Essen zu bringen. Die Krankenhauskost vertrug er nicht. Wenn Anna aus den steinernen Straßen Manhattans über die Brücke nach Welfare Island fuhr, war sie immer überrascht, wie ländlich es dort war. Sie spielte lange am grünen Ufer des Flusses, pflückte wilde Blumen auf den Wiesen und ging dann hoch zur Männerstation.

Als sie eines Nachmittags wie üblich vorbeikam, fühlte sich Michael sehr schwach und bat sie, sich gegen seinen Rücken zu lehnen und ihn zu stützen, während er sich zum Essen auf die Bettkante setzte. Und so geschah es, dass er in ihren dünnen kleinen Armen zu liegen kam, als er zurückfiel und starb. Er war sehr schwer. Sie hielt ihn ein, zwei Minuten lang und ließ ihn dann aufs Bett fallen. Sie sagte einem Pfleger Bescheid und ging nach Hause. Sie weinte nicht, weil sie ihn nie gemocht hatte. Sie sprach zuerst mit einer Nachbarin, und gemeinsam erzählten sie es der Mutter.

Der Hauptteil der Geschichte kommt aber erst jetzt:

Der Mann Michael war gar nicht Annas Vater. Ihr Vater war gestorben, als sie klein war. Maria hatte mit den anderen kleinen Kindern so gut wie möglich versucht, durch die schweren Zeiten zu kommen. Sie zog zu verschiedenen, beinah verwandten Familien im Viertel und half im Haushalt. Sie arbeitete fleißig und wurde allmählich bekannt für ihr feines selbst gebackenes Brot. Eine Weile lang lebte sie bei

einer guten Freundin und backte fantastisches Brot. Aber bald sagte der Mann des Hauses: »Marias Brot schmeckt sehr gut. Warum lernst du nicht, so zu backen?« Und er bewunderte Maria sicher auch noch in anderer Hinsicht. Da bat die Frau Maria wohlweislich, sie möge sich bitte ein anderes Zuhause suchen.

Beim Straßenfest im Frühjahr lernte Maria einen Mann mit Namen Michael kennen, einen Verwandten von Freunden. Sie konnten nicht heiraten, weil er eine Frau in Italien hatte. Um mit ihm leben zu können, legte Maria ihrem vernunftbetonten Kopf folgende Fakten vor:

1. Der Mann war groß und hatte eine auffällige Narbe auf der Schulter. Ihr Mann war ungewöhnlich groß gewesen und hatte eine Narbe auf der Schulter gehabt.
2. Der Mann hatte rote Haare. Ihr verstorbener Mann hatte rote Haare gehabt.
3. Der Mann war Schneider. Ihr Mann war Schneider gewesen.
4. Der Mann hieß Michael. Ihr Mann hatte Michael geheißen.

Nachdem Maria ihren Verstand auf diese Weise überzeugt hatte, brauchte sie in einer wichtigen Zeit ihres Lebens nicht allein zu leben, hatte einen Vater, der gut für die Charakterbildung der Kinder war, einen Mann im Bett zum Wohlfühlen sowie einen Ehemann, dem sie dienen konnte. Trotz alledem und obwohl er in ihren Armen starb, mochte Anna, das Kind, ihn überhaupt nicht. Das war schade, denn er nannte sie immer »meine Kleine«. Bei ihren täglichen Besuchen hatte er stets im Flur oder auf der Kante seines weißen Betts auf sie gewartet, und sie hatte stets gerufen: »Hallo, Zio, hier ist dein Essen. Mama schickt es. Jetzt muss ich gehen.«

Ganz einfach

Sie würden mich sicher gern kennenlernen. Ich war eine Frau, die ihre Jugend ausgekostet hat. Ja, in den goldenen Jahren war ich nicht wie so manch andere. An mir flog die Zeit nicht vorbei wie ein flüchtiger Traum. Ich habe mich nicht nur samstagabends, sondern auch dienstags und mittwochs bestens amüsiert.

Hat es mir geschadet? Von wegen, wir hatten es so gut, wie es in diesem Land nur möglich ist: Autos, im Sommer was gemietet in Jersey, Fernsehen sofort, als es aufkam, für die Küche nur das Tollste. Beschwerden, mit denen ich den Boss behelligen müsste, habe ich nicht.

Trotzdem ist es wie ein langes, hoffnungsloses Heimweh, die Sehnsucht nach den Jugendjahren. Für mich sind sie wie mein Zuhause, das ich für immer verlassen habe, und die ganze Zeit seitdem habe ich in großen Freuden, aber in einer fremden Stadt gelebt. Na gut. Lebt wohl, ihr Jahre, an die ich mich gern erinnere.

Aber deshalb habe ich Verständnis für Ginny, die junge Frau unten, und ihre Kinder. Sie sind mickrig und unterentwickelt. Keine Sonne, kein Rindfleisch. Bloß Nudeln, Bohnen, Kohl. Da wusste es ja meine Mutter schon besser, und die war gerade erst vom Schiff runtergekommen.

In der guten alten Zeit war Ginnys Wohnung mal ein Abklatsch von meiner. Den Luftschacht rauf und runter hörte man das Singen aus ihrer Küche, das Banjospielen im Wohnzimmer, und im Schlafzimmer, das gab sie sofort zu, war ein Tamburin. Ihr Mann war kein Amerikaner. Er hatte schwarzes Haar – wie ein Zigeuner.

Und blitzsauber war damals alles, die Küche das reinste Mosaik aus blasslavendelblauen Kachelstückchen. Alle Oberflächen Resopal, alles funkelte. Die Töpfe und Pfannen

hingen so, dass ihr Glanz die Besucher blendete ... der Übermut dieser Familie strahlte einem förmlich entgegen. Weil es Ginny jetzt so elend geht, ist sie natürlich immer schmutzig. Sie weint in einem fort. Wasser aus dem Hahn lässt sie nicht an sich ran.

Fünf Frauen aus unserer Straße, alte Freundinnen, neugierig, aber das gilt nicht für mich, trafen sich und schrieben ein Gesuch an das Jugendamt. Ich wusste schon, dass das nichts nützte, denn da muss schon mehr vorliegen als Schmutz, Suff und ab und zu ein bisschen Hurerei. Wahrscheinlich sind deshalb die Kinder unserer Stadt in so einem Zustand. Ich bemerke das schon seit Jahren, aber es geht mich nichts an. Mütter und Väter stehen auf, wann sie wollen, gehen, in Watte gepackt von der Fürsorge, nachmittags mit ihren Liebschaften für eine schnelle Nummer ins Bett und bumsen schon vor drei munter rum. (Ich schwör's.) Das Jugendamt zeigt keinerlei Interesse. Ganz egal, wer ihnen schreibt. Einflussreiche Leute, die man im Wahlkreis kennt, sogar die Wahlkreisbeauftragte, meine Cousine Leonie, die sich für die Wahl des Bürgermeisters dermaßen ins Zeug gelegt hat, kriegt keine Antwort, wenn sie einen Brief schreibt. Warum dann ich, die ich bloß Wahlbeobachterin bei den Vorwahlen bin?

Jetzt kommen sowieso andere Kinder hier ins Viertel, und ich meine nicht nur die Farbigen. Ich meine Leute wie Sie und ich, fromm und sauber, aber häufig auf dem absteigenden Ast. Ich hab ja nichts gegen Leben und Lebenlassen, aber was ist mit den Kindern?

Ginnys Mann ist mit einem puertorikanischen Mädchen abgehauen, das sich zwischen den Beinen rasiert. Das wissen alle, und zwar schon lange, sonst würde ich es nie sagen. Als Ginny hörte, dass er sich mit dem Mädchen rumtrieb, rasierte sie sich auch, weil sie hoffte, ihn zurückzulocken, aber bei ihr ekelte er sich, und damit war die Sache entschieden.

Wenn Männer älter werden, vergucken sie sich, blöd, wie sie sind, in die komischsten Weiber, mein Alter auch oft, so gern er mich all die Jahre hatte. Ich beachte es nicht weiter, das ist unter meiner Würde. Mein Rat an Mütter und Ehefrauen: Macht die Freundinnen dieser Trottel bloß nie nach. In eurem Alter werdet ihr sonst bloß zum allgemeinen Gespött. Habt ihr schon mal die Redensart gehört »Alter Teig geht in einem neuen Ofen nicht auf«?

Gut, Sie wissen es, ich weiß es, selbst die Huren und Zuhälter und das sonstige Gesindel, die sich in diesem Haus eingenistet haben, kennen den Klatsch. Seit Neuestem ist mein Sohn John ständiger Besucher in der armseligen, schmutzigen Wohnung dieser Ginny. Und wer kann es ihm verübeln, leid, wie er das speckige Gesicht seiner Margaret ist, voller Löcher und Narben vom Smog in Jersey. Meine Enkel, von denen ich fast sechs habe, sind blass, denn bei dem ganzen Öl dort hat die Sonne keine Chance. Selbst die Blätter an den Bäumen werden in Jersey nicht richtig grün.

John! Schau mir ab und zu mal in die Augen. Was warst du immer für ein liebes, gutes Kerlchen, wir haben immer versucht, dich mit den Jungs zusammen rauszuschicken, und wenn wir dich gebeten haben, bist du auch gegangen. Als er acht oder so war, haben wir ihn nach der Schule zu den Pfadfindern geschickt, eine ganz schön wilde Gang. Was die für Schimpfwörter kannten! Alle hart im Nehmen und frech, aber wenn ihr Anführer zu ihnen stieß, standen sie stramm. Rechts um! Man hätte denken können, sie wären bei den Marines gewesen, so exakt marschierten sie, und diensttagabends brachte ihnen mein Mann bei, was er noch aus seiner Zeit als Unteroffizier wusste. Marsch!, zwei, drei, vier!, ungefähr so viel wusste er noch. Auch John hielt sich wunderbar stramm, doch wenn er nach Hause kam, ließ er sich von mir in den Arm nehmen und einen Kuss geben. »Was habt ihr heute bei den Pfadfindern gemacht, mein Sohn? Exerziert, Schatz?«, fragte ich.

»Ach was, Mutter«, sagt er. »Mrs. McClennon hat die ganze Zeit Geld für das große Bezirkspicknick eingesammelt, und da hab ich meine Buntstifte rausgeholt und hier das Bild von Maria, unserer Heiligen Mutter Gottes, gemalt«, sagt er.

Mein John, so ist er. Auch mit einer Polaroid Land-Kamera würden Sie kein besseres Bild von ihm kriegen.

Die Leute haben gefragt, und es geht sie einen Dreck an: Warum habt ihr beide (sie meinten Jack und mich - wir gingen beide arbeiten) den einzigen Jungen, der euch geblieben ist, nicht zum College geschickt?

Also, mal ehrlich, er hätte im College nur Probleme gehabt. Um die Wahrheit zu sagen: Intelligent war er nicht. Sein Vater war nicht intelligent, und John hatte den Verstand seines Vaters geerbt. Unser Michael war klug. Aber Michael ist tot. Wir haben es ausführlich durchgekaut, sein Vater und ich, und beide gemeint, dass eine Lehre das Beste wäre. Mein Mann Jack war wer in der Gewerkschaft, von den ersten Kämpfen an, mutig und loyal. John ist ganz bequem über Empfehlung und Verwandtschaft reingerutscht. Das hatten wir klug entschieden. Der Beweis ist da.

Denn jetzt (ja, heute) ist er ein gemachter Mann, hat einen hervorragenden Namen im Baugewerbe und sich nebenbei ein Geschäft mit Grabsteinen aufgebaut. Er besitzt ein wunderschönes eigenes Haus, und alle seine Kinder sind angezogen wie die Neffen des Pfarrers.

Aber glauben Sie nicht, dass ich die Einzige bin, die Ginny und John gesehen hat, als sie die Perlen in diesem pechschwarzen Schweinestall von Häuserblock waren. Nein, viele haben sie gesehen, und sie lassen bis heute keine Gelegenheit aus, den Anblick im Schlamm unter ihren Schädeldecken zu bewahren, sie wühlen im Dreck wie Krebse. Und ich bin auch nie überrascht, wenn sie davon reden, wenn sie versuchen, was aus der angeblich so schönen Zeit zu machen, als hätte *ich* dafür gesorgt, dass sie vergangen ist.

»Junge, Junge«, sagte Jack ungefähr zwanzigmal in dem Jahr, »sie ist eine wilde Hummel. Unser Johnny ist verrückt nach ihr ... Sieh sie dir nur an.«

Gut, vielleicht ist sie wild. Aber auch nicht wilder als ich, als ich siebzehn war. Doch das habe ich Jack in dem ganzen Jahr nie erzählt. Ist auch lange her, dass ich mit Anthony Aldo das Gras im Central Park platt gedrückt habe. Jedenfalls konnte meine Wildheit mit jeder heutigen Wildheit mithalten. Aber das musste Jack nicht wissen. Er war ein eher schlichtes Gemüt ... Schuftete wie ein Itaker, kriegte die Überstunden aber zum Glück wie ein Amerikaner anständig bezahlt. Ich wollte ihn nicht beunruhigen, um keinen Preis. Er war, wie es so schön heißt, die Güte leibhaftig.

Er kam immer um sechs nach Hause. Ich um Viertel nach, ich arbeitete nachmittags als KassiererIn. Ich setzte das Abendessen auf. Um sieben aßen wir, dann wuschen wir ab; und Punkt Viertel vor acht, wenn wir keinen Besuch hatten und auch der Junge nicht da war, wollte Jack gern seine Muschi. Kam gleich zur Sache. Um Viertel nach acht hatte er den letzten Rest weggeduscht. Ich gab ihm seinen kleinen Whiskey. Um die neuesten Nachrichten aus aller Welt zu erfahren, las er manchmal das Klatschblatt *Journal-American*. Alles andere war ihm zu viel. Gute Nacht, Mr. Raftery, mein Freund.

Danach konnte ich endlich die guten Sendungen im Fernsehen sehen und ein Gläschen Wein trinken. Obwohl mir gefiel, dass er mir täglich seine Aufwartung von Mann zu Frau machte, ermüdete es mich nicht halb so sehr wie ihn. Er war erschöpft, und ich konnte mir, ohne dass mir die Augen zufielen, die letzte Unterhaltungsshow bis zum Schluss der allerletzten Werbung ansehen. Meine wilden Mädchenjahre gehen nur mich selbst was an und sonst niemanden.

Also: Als Zeichen seiner Freundschaft vor Gott hatte John Ginny sein Highschool-Abzeichen geschenkt, obwohl er da schon voll im Beruf stand. Seine Mitgliedskarte von der Gewerkschaft konnte er ihr schlecht schenken (das wurde auch nie üblich), obwohl er Ginny mit zu einem berühmten Essen zu Ehren von Klaus Schnauer bei Camillo mitnahm: fünfunddreißig Jahre Gewerkschaftsmitglied, der einzige Kraut, den sie je in einen amerikanischen Unterbezirk reinließen, weiß Gott, ein widerlicher breitärschiger Nazi. Man hätte selbst noch zum rosaroten Kommunisten werden können, so fett, pardon, war sein Arsch. Na, wie üblich bei den jungen Leuten nahm die Samstagnacht kein Ende, und am Sonntagmorgen hatten sie einen fürchterlichen Kater. Noch völlig unrasiert und alles schwankte John zum Frühstück herein. (Ein Mann, Ehemann, Sohn oder Untermieter sollte beim Frühstück rasiert sein.) »Mutter«, sagte er. »Heute frage ich Virginia, ob sie mich heiratet.«

»Ich hab's dir ja gesagt«, rief mein Mann und ließ die Seite mit den Comics auf seinen Speck fallen.

»Ach, wirklich?«, sagte ich.

»Ja, und wenn Gott gut ist, nimmt sie mich.«

»Ich will Gott ja nicht lästern«, sagte ich, »aber wenn sie ja sagt, muss Er zum Angeln im Land der Vorväter sein.«

»Mutter!«, sagte John. Er ist ein netter Junge, ein guter, treuer Freund.

»Die geht doch mit jedem«, sagte ich.

»Also, Mutter!«, sagte John. Das sollte wohl heißen, solange sie nicht verlobt wären, könnte sie tun und lassen, was sie wollte.

»»Geht« ist noch gar nichts«, sagte ich. »Ich hab sie erst letzten Freitag gesehen, da ist sie mit Pete ins Phelan's >gegangen«, und er hatte den Arm um sie gelegt.«

»So ist Pete, Mutter.« Das sollte wohl heißen, es wäre nicht ihre Schuld.

»Was ist dann mit letztem Samstagabend, da musstest du allein ins Kino, als gäb's im ganzen Stadtteil Manhattan